



Anne Conrad

Sonntagsmesse und Familienidyll

Zur Inszenierung des Katholischen in der Neuzeit

Die katholische Kirche ist derzeit dabei, ihren Charakter als Volkskirche zu verlieren. Spürbar wird dies nicht nur an der Auflösung der traditionellen Pfarrstrukturen und dem Diffundieren in großen Seelsorgeeinheiten, sondern auch darin, dass kirchliches Brauchtum und vermeintlich alte Frömmigkeitsformen an Bedeutung verlieren, nicht mehr funktionieren oder nicht mehr verstanden werden. Dazu gehören der pflichtgemäße Besuch des Sonntagsgottesdienstes ebenso wie die Fronleichnamsprozession und die feierliche Erstkommunion, ganz zu schweigen von Kirchenterminen wie Ewiges Gebet, Rosenkranz- und Kreuzweg-Andachten. Die historische Betrachtung zeigt allerdings, dass vermeintlich Altes vergleichsweise jung ist, dass vieles, was als typisch katholisch erscheint, dies keineswegs „immer schon“ war, sondern sich erst in der Neuzeit, in einer bestimmten Phase der Kirchengeschichte, etabliert hat. Der folgende Beitrag wirft einen Blick auf die Entwicklung katholischer Frömmigkeitsformen, die ihre maßgebliche Gestalt erst im 17. Jahrhundert im Kontext von Gegenreformation und Barock gewonnen haben.³¹

Konkurrenzen und Parallelen

2017 – das Gedenkjahr der Reformation – verweist nicht nur auf die Kirchentrennung und die Entstehung verschiedener Konfessionen, sondern ebenso auf die Frage danach, was theologisch, aber auch kirchenpraktisch die jeweilige Identität ausmacht. Nicht nur in den protestantischen Konfessionen, sondern auch im Katholizismus wurden dafür im 16. Jahrhundert die Grundlagen geschaffen und Maßstäbe gesetzt, die bis in die Gegenwart wirksam geblieben sind. Für die katholische Kirche wurden die Weichen dafür auf dem Konzil von Trient (1545-1563) gestellt.

Der Ruf nach einem Konzil, das sich mit der Kritik an Klerus und Kirche auseinandersetzen, die Lehrstreitigkeiten klären und die von allen gewünschten Reformen auf den Weg bringen sollte, hatte die reformatorische Bewegung von Anfang an begleitet. Die Fronten verhärteten sich allerdings sehr bald, die Reformation setzte sich schnell und nachhaltig durch, und die verschiedenen Bekenntnisse, die „Konfessionen“, etablierten sich neben- und gegeneinander. Vor diesem Hintergrund kam dem Konzil, das schließlich im norditalienischen Trient einberufen wurde, eine neue und andere Bedeutung zu. Die Reformation wieder rückgängig zu machen, war keine Option mehr. Auch eine Einigung mit den Reformatoren war nicht mehr im Blick. Stattdessen ging es um Selbstvergewisserung und um Klarstellung dessen, was als katholisch galt und gelten sollte – und dies in zweierlei Hinsicht: zum einen dogmatisch bezüglich der Lehre, zum anderen im Hinblick auf konkrete, praktische Reformen. Die dogmatischen Festlegungen ebenso wie die Reformmaßnahmen schufen ein neues Fundament für katholische Identität und zeitigten langfristige Wirkungen, die bis heute spürbar sind. Erklärtes Ziel war die katholisch-religiöse Grundierung der Bevölkerung, die Schaffung einer katholischen „Corporate Identity“ und eines spezifisch katholischen Lebensstils: Gesellschaft und Politik, Schule und Bildung, Ehe und Familie, das Arbeitsleben, die Kultur (Bücher, Theater, Musik) und natürlich das kirchliche Leben im engeren Sinn, alles sollte

³¹ Vgl. zum Folgenden: Anne Conrad: Der Katholizismus, in: Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 4: 1650-1750, hg. v. Kaspar von Greyerz u. Anne Conrad, Paderborn 2012, S. 17-142 (dort auch weiterführende Literatur und Nachweis der Zitate) sowie Wolfgang Schneider: Aspectus Populi. Kirchenräume der katholischen Reform und ihre Bildordnungen im Bistum Würzburg, Regensburg 1999; Hildegard Erlemann: Die Heilige Familie. Ein Tugendvorbild der Gegenreformation im Wandel der Zeit. Kult und Ideologie, Münster 1993; Barbara Mikuda-Hüttel: Vorm ‚Hausmann‘ zum Hausheiligen des Wiener Hofes. Zur Ikonographie des hl. Joseph im 17. und 18. Jahrhundert, Marburg 1997.

„katholisiert“ werden. Überzeugungsarbeit und Indoktrination gingen dabei eine enge Verbindung ein.

Das Verhältnis zwischen den Konfessionen war von Abgrenzung und Polemik bestimmt. Die Konfessionalisierungsforschung der vergangenen Jahrzehnte hat allerdings an vielen Beispielen zeigen können, dass trotz aller gegenreformatorischen und antikatholischen Agitationen die Entwicklung der verschiedenen Konfessionen inhaltlich und strukturell deutliche Gemeinsamkeiten aufweist. Überkonfessionell charakteristisch sind im 17. Jahrhundert z.B. die Bildungsoffensive und die Medialisierung. In allen Kirchen ging es darum, die eigene Klientel möglichst früh in Familie, Katechese, Schule im eigenen Glauben zu sozialisieren. So wurde die Einrichtung von Schulen für alle Bevölkerungsschichten propagiert, in denen die Schülerinnen und Schüler nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen, sondern auch die elementaren Lehren der jeweiligen Konfession lernen sollten. Für die Vermittlung der Glaubensinhalte wurden alle Medien – Literatur, Kunst, Musik, Theater – intensiv genutzt, um die eigene Position möglichst umfassend und attraktiv darzustellen. Im Katholizismus entstanden zudem neue Gemeinschaftsformen („Bruderschaften“, „Gesellschaften“) für alle Gruppen der Bevölkerung (Männer, Frauen, Schüler, Bürger, Handwerker usw.) mit einer gut organisierten „Freizeit“-Gestaltung durch besondere Feste, Andachten, Wallfahrten, Prozessionen, öffentliche Predigten, Katechismus-Wettbewerbe, Theateraufführungen, die auch profane Bedürfnisse nach Unterhaltung und Vergnügen befriedigten. Auf's Ganze gesehen waren gerade diese „äußeren“ Formen – all das, was den Barock-Katholizismus ausmacht – überaus erfolgreich und wurden langfristig für den Alltag der katholischen Bevölkerung prägend.

Predigt, Katechese, Literatur

Eine besondere Bedeutung sollte auch in der katholischen Kirche – in Analogie zu den evangelischen Konfessionen – der Predigt und der Katechese zukommen. Das Konzil von Trient hatte, was bis dahin keineswegs üblich war, die regelmäßige Predigt in den Pfarrkirchen, wenigstens an Sonn- und Feiertagen gefordert. Die Pfarrgeistlichen wurden unter Androhung von Strafe verpflichtet, regelmäßig zu predigen, die Gläubigen ihrerseits wurden aufgefordert, den Predigten beizuwohnen. Auf Inhalt und Form der Predigten ging das Tridentinum nur kurz ein: In „kurzer und leichtfaßlicher Rede“, gut verständlich und emotional bewegend sollten alle Schichten der Bevölkerung, besonders aber die „Ungebildeten“ angesprochen werden. Spezialisten dafür waren Jesuiten, Kapuziner und Augustiner. Rhetorisch geschult und angepasst an die Erwartungen ihres Publikums gelangen vielen von ihnen Predigtinszenierungen, die nicht nur religiöse Gefühle weckten, sondern, angereichert mit Legenden, Fabeln und witzigen oder derben Geschichten auch Unterhaltungswert hatten. Prediger wie Abraham a Sancta Clara (1644-1709) wurden zu Publikumslieblingen.

Auch die regelmäßige Katechese wurde im Anschluss an Trient professionell organisiert und institutionalisiert – mit eigens ausgebildeten Lehrern und auch Lehrerinnen. Spezielle Bücher und Handreichungen wurden gedruckt, in denen die zentralen Glaubensinhalte und Gebete zusammengefasst und didaktisiert wurden. Ein frühes Beispiel dafür ist der „Catechismus in Außerlesenen Exempeln“ (1625) des Würzburger Jesuiten Georg Vogler, der die katechetischen Inhalte nicht nur mit über 700 Beispielgeschichten illustriert, sondern auch eine Sammlung von passenden Liedern sowie Erziehungsregeln und die detaillierte Beschreibung des Unterrichtsverlaufs enthält. Die Katechesen fanden seit dem 17. Jh. regelmäßig am Sonntagnachmittag in der Kirche statt. Eltern und Verwandte waren aufgefordert, ihre Kinder zu begleiten. Vor den Erwachsenen als Publikum trugen die Kinder dann Wettbewerbe über die katechetischen Inhalte aus; für die Sieger gab es Geldprämien. Zur Auflockerung wurden Lieder gesungen oder auch Theaterstücke aufgeführt.

Auf dem Buchmarkt erlebte die Erbauungsliteratur eine Hochkonjunktur. Neue Werke entstanden, mittelalterliche wurden neu aufgelegt, Übersetzungen angefertigt, wobei die konfessionellen Grenzen auch überschritten wurden. So fanden die posthum in den 1640er Jahren gedruckten Werke des Jesuiten Friedrich Spee (1591-1635) auch ein evangelisches Publikum. Ein Bestseller, der über Jahrzehnte hinweg zahlreiche Auflagen erlebte, war das „Leben Jesu“ (Mainz 1677) des Kapuziners Martin von Cochem (1630-1712), eine auf über

1000 Seiten gestreckte Erzählung über das „Leben Jesu“, die zwar kaum auf den Stoff des Neuen Testaments, aber intensiv auf altkirchliche und frühmittelalterliche Legenden zurückgriff und diese phantasievoll weiterspann.

Zentrierung auf Christus und Eucharistie

Im Erfolg des „Lebens Jesu“ Martins von Cochem spiegelt sich das überkonfessionell zeittypische Interesse an einer (vermeintlich) möglichst authentischen „Nachfolge Jesu“ als Kern des Glaubens. Die Katholiken setzten dem lutherischen „solus Christus“ zwar („gegenreformatorisch“) eine bunte und vielfältige Schar von Heiligen, einschließlich einer ausgefeilten Marienfrömmigkeit, entgegen. Doch letztlich blieb der katholische Heiligenhimmel des Barock immer auf Christus fokussiert. In die gleiche Richtung weist die für den Barockkatholizismus charakteristische Verehrung Christi in der Eucharistie und am Kreuz. Die eucharistische Zentrierung des Kirchenraums, aber auch Frömmigkeitspraktiken wie das „Ewige Gebet“ oder die aufwändig inszenierten Fronleichnams- und Karfreitagsprozessionen zeugen davon.

Den Maßstab für die äußere und innere Architektur der katholischen Kirchen setzten die „Instruktionen über die kirchliche Baukunst und Ausstattung“ Carlo Borromeos (1538-1584) von 1577. Sie enthielten detaillierte Anweisungen für Altäre, Tabernakel, Beichtstühle, Kanzel und Bestuhlung der Kirchen wie auch für die Gestaltung liturgischer Geräte und Textilien. Borromeo setzte damit einen Standard, der bis in die Gegenwart – und selbst noch nach den Veränderungen durch das 2. Vatikanum – das Bild von katholischen Kirchen prägt. Trotz aller gegenreformatorischen Tendenzen – viele Altäre, Bilder, Heilige – findet auch hier eine Fokussierung auf Jesus Christus statt. Die Kirchenarchitektur als Ganze war fokussiert auf den Hochaltar und die Feier der Eucharistie als innige Verbindung mit Jesus Christus und Höhepunkt jedes Gottesdienstes. Der Blick auf den Hochaltar sollte frei und unverstellt sein. Die geweihten Hostien, deren Zeigung einen liturgischen Höhepunkt bildete, wurden nun nicht mehr wie in mittelalterlichen Kirchen abseits in einem Sakramentshäuschen, sondern in einem in den Hochaltar integrierten Tabernakel aufbewahrt, der alle Blicke auf sich ziehen sollte. Zur Verehrung der Hostien wurden Kniebänke eingeführt, ebenso auch Kommunionbänke, um die Eucharistie kniend zu empfangen und zugleich als Abgrenzung zum Altarbereich. Der Aufenthalt in der Kirche sollte ruhig und andächtig sein, „weltliche“ Gespräche waren zu vermeiden. Die Bestuhlung des Kirchenraums zielte auf ein geordnetes Sitzen (nach Geschlechtern und sozialem Rang getrennt) als Voraussetzung für konzentriertes Zuhören bei Predigt und Katechese. Neu in der Inneneinrichtung waren nicht nur die Kniebänke, sondern auch die Beichtstühle. Die Beichte wurde als regelmäßiges Ritual deutlich aufgewertet. Sie galt als Voraussetzung für den würdigen Kommunionempfang und sollte wie dieser wenigstens einmal jährlich erfolgen.

Ablauf und Inhalt der Messliturgie regelte das Missale Romanum von 1570, wobei auch hier die Hinordnung auf die Eucharistie als Höhepunkt zentral war. Von den Gläubigen wurde erwartet, dass sie regelmäßig sonntags zur Kirche kamen, dabei sauber und gut gekleidet und vor dem Kommunionempfang nüchtern waren. Nachdrücklich wurde auch Sauberkeit für die Kirchen gefordert, und zwar nicht nur aus Gründen der Hygiene, sondern auch im Sinne einer rituellen und ethischen Reinheit. Dass dies alles keineswegs selbstverständlich war, geht aus den Visitationsberichten hervor, die die Missstände beklagen: Die Kirchen seien „ruiniert“, „häßlich und einem Schweinestall ähnlich“; Alltagsgegenstände würden in der Kirche aufbewahrt; beim Gottesdienst gingen die Leute ein und aus, schwatzten und seien unaufmerksam; es gebe Bilder, die durch ihr „profanes, unehrenhaftes, weltliches, zügelloses, nacktes oder obszönes“ Aussehen Anstoß erregten.

Die bewusste Gestaltung von Kirche und Liturgie zielte in eine doppelte Richtung: Zum einen sollte der konfessionell-katholische Charakter der Messfeier klar herausgestellt werden, zum anderen ging es darum, die Feier selbst sowie das Ambiente – den Innenraum der Kirche, die liturgischen Geräte und Paramente, die kultischen Zeremonien – so ansprechend zu gestalten, dass die Sonntagsmesse von der Gemeinde einigermaßen bereitwillig besucht wurde. Aufs Ganze gesehen lässt sich sagen, dass es langfristig – teils durch Überzeugungsarbeit, teils durch Zwang – tatsächlich gelang, den regelmäßigen Besuch der Sonntagsmesse als Selbstverständlichkeit durchzusetzen.

Volksfrömmigkeit und Erstkommunion

Die eucharistische Zentrierung beförderte weitere Frömmigkeitsformen. So erlebten das 40-tägige oder „Ewige“ Gebet, die über einen gewissen Zeitraum ununterbrochene („ewige“) Anbetung Christi im Altarsakrament, die im Mittelalter vor allem in Klöstern üblich war, jetzt eine flächendeckende Popularisierung. Ähnliches gilt für die diversen Prozessionen, besonders an Fronleichnam und Karfreitag, die allerdings nicht nur die katholische Christozentrik repräsentierten, sondern auch als antiprottestantische Demonstrationen gemeint waren. In diesem Sinne hatte sich das Konzil von Trient im Dekret über die Eucharistie für die Fronleichnamsprozessionen als Demonstration katholischen „Glanzes“ und als „Triumph“ der „siegenden Wahrheit über Lüge und Irrlehre“ der „Widersacher“ ausgesprochen. Entsprechend provokativ war die Wirkung dieser „Frömmigkeit“. Karfreitagsprozessionen verbanden die Christusfrömmigkeit mit szenischen Darstellungen des Leidens Christi, wobei sie nicht selten zu solch theatralischen Spektakeln mutierten, dass kirchliche wie weltliche Obrigkeiten sich bemüßigt sahen, wegen „fehlender Andacht“ dagegen einzuschreiten. Weniger problematisch waren die Darstellungen des Leidens Christi auf Kreuzwegstationen, „Kalvarienbergen“ und Bildstöcken, die seit dem 17. Jahrhundert in den katholischen Territorien überall verbreitet waren.

Ein Beispiel dafür, dass mit der Christusfrömmigkeit auch magische Praktiken verbunden waren, ist der Gebrauch von Agnus-Dei-Amuletten. Als „Agnus Dei“ („Lamm Gottes“ in Anspielung auf Joh 1,29) bezeichnete man kleine Wachsplaketten mit der Abbildung eines Lammes, das auf Jesus als „Opferlamm“ und damit auch auf den Opfercharakter der Messe verwies. Verstärkt wurde die Symbolik dadurch, dass die Form des Agnus Dei nicht zufällig an die Hostie erinnerte und mit der Agnus-Dei-Anrufung in der Eucharistiefeyer in Verbindung gebracht wurde. Im Barock brachte man Agnus-Dei-Motive als eucharistisches Symbol auf Altaraufbauten an, so dass man sie als „eine Art Christusreliquie“ verstehen konnte. Im 17. Jahrhundert waren sie als kostengünstige Massenprodukte aus Metall verbreitet, die man ständig bei sich trug – als Zeichen einer besonderen Christusfrömmigkeit, zugleich aber auch in der Hoffnung auf ihre apotropäische Wirkung. Agnus Dei halfen – jedenfalls, wenn genug Glauben und Vertrauen beim Träger vorhanden waren – gegen jegliche Unbill. Sie schützten vor Unwetter und Gespenstern, boten Schutz in der Schwangerschaft und bei der Geburt und hielten Krankheiten, ja sogar den Tod fern.

Ein regelmäßiger oder gar häufiger Empfang der Kommunion war im Mittelalter allenfalls bei Klerikern und in besonderen geistlichen Gemeinschaften üblich. Dies änderte sich nun insofern, als in den meisten Bistümern die „Osterpflicht“ eingeführt wurde: Jedes Gemeindemitglied, das über zwölf Jahre alt war, musste wenigstens an Ostern, also einmal im Jahr, in der Pfarrkirche die Eucharistie empfangen. Dokumentiert und kontrolliert wurde dies durch kleine Andachtsbilder mit der Jahreszahl, die beim Kommunionempfang ausgegeben wurden und die am Sonntag nach Ostern („Weißer Sonntag“) vorzuzeigen waren. Die feierliche Erstkommunion der Kinder setzte sich im deutschen Sprachraum erst im 18. Jahrhundert durch. Bis dahin war es üblich, dass Kinder im Alter von 12 oder 13 Jahren erstmals die Kommunion empfangen – teils ganz unspektakulär in Begleitung ihrer Eltern, teils als bewusster Akt, aber ohne besondere Feierlichkeit am Gründonnerstag. Die öffentliche Inszenierung eines Erstkommunionfestes war aus der Kinderkatechese hervorgegangen und ursprünglich von den französischen Ursulinen und den Jesuiten initiiert und gefördert worden. Die Kinder wurden in der Katechese auf das Fest vorbereitet und dann gemeinsam, festlich gekleidet – die Mädchen wie „Engel“ in weißen Kleidern – zum feierlichen erstmaligen Empfang der Kommunion geführt, entweder am „Weißer Sonntag“, dem Sonntag nach Ostern, oder am Gründonnerstag, dem Tag des „letzten Abendmahls“ Jesu. In den von Ursulinen geleiteten Elementarschulen wurde die feierliche Erstkommunionfeier seit dem späten 17. Jahrhundert relativ schnell üblich; die Jesuiten inszenierten sie seit den 1720er Jahren in ihren Volksmissionen; für das Bistum Trier finden sich entsprechende Vorschriften erstmals in den 1760er Jahren.

„Heilige Familie“ und Josephskult

Seit dem 16. Jahrhundert waren Ehe und Familie zentrale Themen des gesellschaftlichen Diskurses, eine Flut von Flugschriften und Büchern zeugt davon. Dahinter stehen die im

Spätmittelalter angebahnten und nun zum Durchbruch gekommenen sozialen und ökonomischen Veränderungen: Auflösung der feudalen Herrschaft, Emanzipation des Bürgertums, Aufblühen der Städte mit Handwerk und Gewerbe und Erleichterungen bei der Eheschließung, aber auch der typisch neuzeitliche Drang, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu regeln und zu normieren – dies alles trug dazu bei, dass Ehe und (Klein-)Familie eine neue Wertigkeit gewannen. Die Kirchen reagierten darauf. Von Martin Luther und anderen Reformatoren sind diverse Eheschriften erhalten, und ebenso hat das Konzil von Trient, das sich ausführlich mit dem Ehesakrament befasste, entsprechende Publikationen angestoßen. Die katholische Heiligenverehrung verstärkte dies durch eine Neumodellierung des traditionellen Motivs der „Heiligen Familie“.

Joseph und Maria – in dieser, der patriarchalen Gesellschaftsordnung entsprechenden Reihenfolge! – repräsentierten nun das ideale Ehepaar und, zusammen mit Jesus als idealem Sohn, die ideale Familie. Maria, die zwar traditionell eine besondere Verehrung genoss, auf dem Konzil von Trient allerdings eher beiläufig erwähnt wurde, spielte zu Beginn der Frühen Neuzeit noch keine herausragende Rolle. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde die, vor allem von den Jesuiten geförderte, Marienverehrung zum konfessionellen Unterscheidungsmerkmal schlechthin. Doch auch diese Überhöhung Marias stand nicht im Gegensatz zur Christusverehrung, sondern lief letztlich auf Jesus Christus zu. Im Sinne der jesuitischen Spiritualität, für die der „christliche Familiarismus“ ein Leitmotiv war, vermittelte Maria die besonders innige, „familiäre“ Vertrautheit mit Christus und damit die Einbindung des Gläubigen in die „Familie“ Christi.

Im Bild der „Heiligen Familie“ erlebte aber vor allem Joseph, der „Nähr- oder Ziehvater“ Jesu, einen beeindruckenden Image-Wechsel. Johannes Molanus (1533-1585), der 1570 ein grundlegendes Werk über die zeitgemäße Ikonographie im Sinne der tridentinischen Reformen verfasste, beklagte, dass Joseph in der mittelalterlichen Tradition kein sonderlich hohes Ansehen genossen habe. Man habe ihn meist dargestellt als alten Greis im Bildhintergrund, gestützt auf einen Stock oder als „Typ des geplagten, breikochenden, das Feuer anblasenden Hausvaters“, der „kaum bis fünf zählen konnte“. In der nachtridentinischen Bildgestaltung sollte sich dies ändern. Der Stock, auf den sich der Greis stützte, mutierte nun wahlweise zur Lilie als Symbol seiner (und Marias) Reinheit oder zum Autorität verleihenden Hirtenstab. Vor allem aber wurde er dargestellt als aktiver, fleißiger und arbeitsamer Haushaltsvorstand, der seiner Arbeit nachging, für den Unterhalt der Familie sorgte, sich um seinen Sohn Jesus kümmerte, ihn erzog und zum Arbeiten anleitete und der sich nicht zuletzt als guter Ehemann zeigte und Maria bei den Alltagsgeschäften zur Hand ging. Ein solcher Josephskult passte zum neuzeitlichen Familienbild in einer Zeit, in der die „vita activa“ deutlich mehr im Trend lag als die „contemplatio“.

Ein Bilderzyklus aus dem 17. Jahrhundert, der in verschiedenen Varianten überliefert ist (z.B. „Vier Zeiten des Tages“ von Abraham Bach, 1670), zeigt dementsprechend den Tagesablauf der „Heiligen Familie“: Joseph verabschiedet sich auf dem ersten Bild am Morgen von Frau und Sohn und geht hinaus in die Welt. Auf dem zweiten Bild hat sich die Familie am Mittag einträchtig zum Essen versammelt und verrichtet, wie es in der Katechese eingeschärft wurde, aber noch keineswegs üblich war, ein Tischgebet. Das dritte Bild zeigt die heimische Idylle am Abend: Vater Joseph hobelt an der Werkbank, Sohn Jesus kehrt die Späne zusammen, Mutter Maria sitzt an einer Handarbeit. Das vierte Bild zeigt schließlich die Nacht: Müde von der Arbeit schlafen Joseph am Kamin und Jesus im Bett, während Maria als treu sorgende Ehefrau und Mutter über ihre Lieben wacht. In der Darstellung des Interieurs der Wohnung erinnern die Küchenrequisiten und der offene Kamin an die Casa Santa, das „Haus der Heiligen Familie“ im italienischen Loreto, das – wesentlich unter dem Einfluss der Jesuiten – seit Ende des 16. Jahrhunderts zu einem der beliebtesten Wallfahrtsorte geworden war.

Als erklärungsbedürftig erschien im 17. Jahrhundert die Frage, in welchem Verhältnis Maria und Joseph eigentlich zueinander standen. Jesus konnte unmöglich ein illegitimes Kind sein, denn dies war ein unehrenhafter Status, der in der Frühen Neuzeit mehr als im Mittelalter gesellschaftlich geächtet war. Daher interpretierte man das Verhältnis zwischen Joseph und Maria in Anlehnung an das frühmittelalterliche apokryphen Pseudo-Matthäus-Evangelium, wo von Maria als „Ehefrau“ („coniunx“) die Rede ist, als rechtmäßige Ehe, was aber zu einem

doppelten Widerspruch führte. Zum einen gab es die kirchliche Lehre von der immerwährenden Jungfräulichkeit Marias, zum anderen stand im Epheserbrief (Eph 5,22), dass in einer Ehe die Frau ihrem Mann untergeordnet zu sein habe, was aber für Maria, die in der Heiligenhierarchie allen Heiligen, also auch Joseph, übergeordnet war, nicht gelten konnte. Der Prediger Abraham a Sancta Clara löste dies, indem er die Ehe zwischen Joseph und Maria als eine „paradiesische“ beschrieb. Maria und Joseph seien im Zustand „vor dem Sündenfall“ gewesen, wo es weder Ungleichheit noch Scham gegeben habe. Ihre Ehe sei „mehr himmlisch als irdisch“ und als solche durch Gleichheit und Gleichwertigkeit der Partner gekennzeichnet gewesen, und daher stelle sich die Frage nach der Keuschheit der Eheleute ebenso wenig wie die nach einer Über- oder Unterordnung. Letzteres war eine vor allem für Frauen attraktive These, die allerdings wohl kaum einen Widerhall im frühneuzeitlichen Ehealltag fand.

In einer weiteren Steigerung seines Lobes auf den Heiligen Joseph kam Abraham a Santa Clara zu dem Schluss, dass Joseph aufgrund der Einheit von Gottvater und Christus als Gottessohn sogar gewissermaßen „über“ Gott selbst stehe, denn während es andern Heiligen erlaubt sei, „vor Gott niederzufallen und zu bitten“, sei es dem heiligen Joseph „als einem Vater [erlaubt], vor Gott zu stehen und gleichsam mehr ihm zu gebieten als ihn zu bitten“ – eine selbst für die an Übertreibungen reiche Barockfrömmigkeit mehr als grenzwertige Aussage. Als arbeitsamer und verantwortungsbewusster Pater familias war Joseph nicht zuletzt auch das Vorbild eines guten Herrschers und ließ sich so politisch instrumentalisieren. 1654 hatte Kaiser Ferdinand III. den Josephstag zum Feiertag erklärt, 1676 wurde Joseph zum Patron des gesamten Heiligen Römischen Reiches. In den einzelnen Territorien wurde die Josephsvereinerung durch entsprechende Instruktionen eingeschränkt. Allüberall entstanden Josephsbruderschaften, die um 1700 mehr als 100.000 Mitglieder hatten.

Die „Heilige Familie“ bot auch all denen ein Modell, die in Bildung und Unterricht eine Hauptaufgabe der Gegenwart sahen, denn als vorbildliche Eltern waren Maria und Joseph nicht zuletzt als „Erzieher“ Jesu ein Vorbild. Dies kommt in den frühneuzeitlichen Darstellungen vom „Heiligen Wandel“ zum Ausdruck. Das Bildmotiv, das Jesus, Maria und Joseph unterwegs („wandelnd“) darstellt, wurde in der mittelalterlichen Ikonographie meist auf die Darstellung der Rückkehr aus Ägypten nach dem Bethlehemitischen Kindermord (Mt 2,4-23) bezogen, seit dem 17. Jahrhundert überwog die Assoziation mit der Reise der Heiligen Familie nach Jerusalem, wo sich nach der Darstellung des Lukasevangeliums der zwölfjährige Jesus als wissbegieriges, lerneifriges und kluges Kind unter die Schriftgelehrten im Tempel begab (Lk 2,41-52). In diesem Sinn illustrierte dieses Motiv beispielsweise das Cover von Georg Voglers Katechismus von 1625, das Jesus zwischen seinen Eltern Maria und Joseph als „Heiligen Wandel“ sozusagen auf dem Weg zum Katechismusunterricht zeigt. Die barocken Frömmigkeitsformen passten sich an die hier beschriebene Heiligenszenerie an. In Analogie zu den vielfältigen Formen der Marienvereinerung entwickelte sich Ähnliches in Bezug auf Jesus und Joseph. So gab es etwa analog zum marianischen Rosenkranz auch Rosenkränze mit zwölf Kugeln gemäß der zwölf Kindheitsjahre Jesu und einen „Lilienkranz“ zu Ehren des Heiligen Joseph mit zweimal sieben Gesätzen für die sieben Schmerzen und sieben Freuden Josephs, wobei statt des „Ave Maria“ ein analog verfasster „Josephsgruß“ gebetet wurde.

Fazit: Alles hat seine Zeit?

Die hier vorgestellten Schlaglichter katholischer Frömmigkeit in der Frühen Neuzeit zeigen zweierlei: Zum einen die Zeitbedingtheit religiöser Vorstellungen und Formen: Katholische Identität wurde im 17. Jahrhundert neu modelliert – von jenen, die die Reformmaßnahmen des Konzils von Trient umzusetzen suchten, bewusst gesteuert und an die gesellschaftlichen Verhältnisse angepasst mit der Intention, die katholische Kirche als die bessere Alternative in der konfessionellen Konkurrenz darzustellen. Zum anderen ist aber auch festzuhalten, dass der Kern katholischer Identität auch und gerade im 17. Jahrhundert ein genuin (überkonfessionell) christlicher ist. Letztlich ging es immer um die Fokussierung auf Jesus Christus als Fixpunkt und Basis (auch und gerade) der katholischen Religiosität. Gerade diese doppelte Perspektive – das Wissen um Zeitbedingtheit und Christozentrik des

nachtridentinischen Katholizismus – mag dazu herausfordern, immer wieder neu auch über die Zeitgemäßheit und den wesentlichen Kern katholischer Vorstellungen und Formen nachzudenken.